

„Transformationsprozesse müssen alle mitnehmen – und nicht nur ein paar Auserwählte“

Partizipation, überlegte Beteiligungsprozesse und Vertrauen zwischen Projektpartnern sind für das Gelingen urbaner Transformationsprozesse entscheidend. Die Forschung hat zahlreiche Methoden dafür entwickelt, die sich in der Praxis bereits sehr bewährt haben, berichtet die AIT-Forscherin Gudrun Haindlmaier.

Urbanität wird häufig als ein Kernelement von sozio-technischen Transformationsprozessen angesehen. Wieso?

Gudrun Haindlmaier: Das hat mehrere Gründe: Transformationsprozesse, die im urbanen Raum ablaufen, erreichen relativ schnell eine kritische Masse – das ist in peripheren Räumen schwieriger, obwohl sich auch dort so einiges tut. Der urbane Raum hat viele Akteure mit guter Bildung und einen entsprechenden Problemdruck. Trotz der Digitalisierung ist die räumliche Nähe ein entscheidender Faktor, dass Dinge ins Rollen kommen. Natürlich ist es positiv, wenn man sich auch digital vernetzen und austauschen kann, aber nach wie vor sind Nachbarschaftsbeziehungen und das reale, persönliche Treffen wichtig. Solche Beziehungen beinhalten zum einen viel „tacit knowledge“ – also Wissen, das nicht explizit gemacht wird – und zum anderen Vertrauen. Sehr häufig ist es gerade das Vertrauen verschiedener Akteure zueinander, das entscheidend dafür ist, dass Innovationsprozesse ins Rollen kommen und eine nachhaltige Wirkung erzielen.

Und genau darum geht es in Transformationsprozessen: Es reicht nicht aus, dass einmal etwas geschieht, sondern dass auch auf der Prozess- und Strukturebene tiefgreifende Veränderungen stattfinden, welche die sozialen Praktiken verändern. Eine neue Technologie, mit



GUDRUN HAINDLMAIER studierte Soziologie und Geografie und dissertierte in Sozial- und Wirtschaftswissenschaften mit Fokus auf strategische Stadtentwicklung. Sie leitet am AIT Austrian Institute of Technology im Center for Innovation Systems and Policy das Research Field Innovation Policies and Transformation und lehrt am Institut für Geografie und Regionalforschung an der Universität Wien. Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte umfassen innovation systems, multi-level governance, transformative research, FTI-Politik, urban transformation and climate-neutrality sowie social innovation und Partizipation.

der man etwas tun kann, ist wichtig und gut, aber es braucht dazu auch soziale und institutionelle Innovationen.

Welche Bereiche sind dabei zentral?

Aus Sicht der EU ist alles, was auf Klimaneutralität hinarbeitet, derzeit sehr relevant. Dabei fällt auf, dass sich der Fokus geändert hat: Während früher Entwicklungen sektoral angestoßen wurden, zum Beispiel in den Bereichen Mobilität oder Energie, so werden nun viel stärker die Schnittstellen adressiert – mit dem Ziel, dass Synergieeffekte und Co-Benefits erzielt werden. Ein Beispiel: Ein Reparatur-Café ist eine soziale Innovation, die auch gewisse Klima- und Nachhaltigkeitsrelevanz hat: Zum einen erzielt man durch repair und reuse Abfallvermeidung, Ressourcenschonung und Energieeffizienz. Und zum anderen wird auch das lokale Umfeld gestärkt, es entstehen neue Arbeitsplätze vor Ort, und es werden oft damit auch benachteiligte Gruppen speziell angesprochen, gerade weil nicht sofort ein Business-Modell im Vordergrund steht, sondern die Nachhaltigkeitsziele. Insbesondere auf der urbanen Ebene sehen wir, dass diese Co-Benefits, diese indirekten Zusatzwirkungen hoch relevant sind. Das ist auch ein Kernelement von urbanen Transformationen: dass das Gesamtheitliche gesehen wird und nicht nur einzelne Aspekte. Im Grunde genommen ist es auch genau das, was die EU mit ihrer missionsorientierten Politik versucht. Zum Beispiel, dass bis zum Jahr 2030 hundert klimaneutrale Städte entstehen sollen. Die Idee dahinter ist, dass man Interventionen setzt und Innovationen hinsichtlich eines großen gemeinsamen Ziels fördert, damit insgesamt eine kritische Masse zustande kommt und die Dinge schneller geschehen. Denn wir sehen sehr stark: Wir haben Probleme, die auf die Menschheit zukommen, und wir haben viele Technologien und viel Wissen, das wir für die Lösungen brauchen – aber es geht zu langsam und es werden die bestehenden Barrieren viel zu langsam überwunden.

Welche Rolle spielt dabei die digitale Transformation?

Man muss die digitale Transformation mit der grünen Transformation zusammendenken – im Sinne einer „Twin Transition“. Oft wird auch noch über eine „Triple Transition“ nachgedacht, bei der der soziale Aspekt im Sinne einer gerechten Transformation (just transition) noch dazu genommen wird. Die Transition muss insgesamt für die Gesellschaft positive Aspekte haben, es darf niemand zurückbleiben: Diese Prozesse sollen alle mitnehmen, und nicht nur ein paar Auserwählte, die es sich leisten können oder die schnell genug oder entsprechend mächtig sind.

Dazu kommt nun auch noch die Künstliche Intelligenz (KI). Das ist nicht spezifisch urban, spielt aber eine große Rolle beim

Gestalten des Zusammenlebens und der Steuerung. Alles, was mit urbaner Transformation zu tun hat, ist ein gesellschaftlicher Aushandlungsprozess. Gerade in Städten hat man das Problem, dass Platz nicht unbegrenzt zur Verfügung steht und die Ressourcen beschränkt sind. Es geht also darum, wer welchen Raum benutzen kann. Wenn hier KI mitspielt – etwa über die Bereitstellung von Wissen, durch die Steuerung von Inhalten in Sozialen Medien oder bei digital gestützten Entscheidungsprozessen wie in der Raumplanung – dann sind ethische Betrachtungen entscheidend: Wer profitiert davon? Wie transparent sind diese Prozesse? Bei Prozessen, bei denen Partizipation, Teilhabe und Empowerment wichtige Zieldimensionen sind, haben technologische Plattformen (Crowd Funding, das Nutzen von kollektiver Intelligenz etc) großes Potenzial. Aber das bringt natürlich auch ein gewisses Überforderungspotenzial mit sich: Da sind bestimmte Skills notwendig, die die Akteure und Institution erst lernen müssen, um damit verantwortungsvoll umzugehen. Das wird mitentscheidend sein, wie die urbane Transformation in Zukunft aussieht.

Was kann man konkret tun, damit abstrakte Ziele wie zum Beispiel Klimaschutz im Sinne von sozialen Transformationsprozessen lebendig werden?

Das hat zwei Aspekte: Eine Idee hinter der missionsorientierten Politikgestaltung ist, die Ambitionen bewusst hoch anzusetzen: Wenn man sich kein ambitioniertes Ziel setzt – zum Beispiel hundert Städte klimaneutral zu gestalten, wohl wissend, dass es nicht jede dieser hundert Städte auch schaffen wird –, wird auch nichts geschehen. Es geht vielmehr darum, dass etwas angestoßen wird, dass eine Motivation entsteht, dieses Ziel irgendwie erreichen zu wollen. Wenn man sich das Ziel statt 2030 für das Jahr 2050 setzt – was wohl realistischer wäre –, dann fangen wir erst 2040 damit an. Durch das Setzen solcher Ziele soll auch klar werden, dass der Problemdruck hoch ist und wir uns ordentlich anstrengen müssen.

Der zweite Aspekt ist: Was passiert mit denen, die nicht Teil dieser Mission sein können und wollen? Es gibt sehr viele Städte, die sehr unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen, sehr unterschiedliche Bedürfnisse und Fähigkeiten bzw. Kapazitäten haben. Eine kleinere Stadt mit 50.000 Einwohnern hat eine andere institutionelle Kapazität als Millionenstädte, die fachliche und methodische Kompetenzen und vor allem das Personal dafür haben. Die Zivilgesellschaft spielt zwar ebenfalls eine wichtige Rolle, aber es gibt hoheitliche Aufgaben, die man nicht auf den privaten Bereich auslagern kann.

Wie bekommt man angesichts der Heterogenität von Städten möglichst viele Menschen mit ins Boot?

Das wird versucht über Beteiligungsprozesse. Bei Planungs- und Innovationsprozessen holt man die Zivilgesellschaft mit ins Boot und schaut nicht nur auf die Struktur, sondern vor allem auf die Prozessgestaltung. Das ist auch ein wichtiger Forschungsbereich bei uns am AIT Center for Innovation Systems & Policy: Wir untersuchen, an welcher Stelle welche Akteure oder Gruppen in den Prozess hereingenommen werden sollen, damit die Transformation am Ende nachhaltig gelingt. Das kann im Agenda-Setting sein oder bei der Visions- und Strategieformulierung. Das kann aber auch dabei sein, wenn Verantwortung und Ownership zu übernehmen ist, oder erst bei der Wirkungsmessung. Damit alle unterschiedlichen Aspekte, die eine Stadt ausmachen, berücksichtigt werden, können sich das nicht nur Expert:innen im stillen Kämmerchen ausmachen, sondern das kann auch über Citizen Science und andere transdisziplinäre Formate aufgeweitet werden.

Welche Instrumente können für urbane Transformationsprozesse eingesetzt werden?

Es gibt viele Formate für Partizipation, die aber alle unterschiedliche Zielsetzungen haben. Es kann etwa nur darum gehen, dass Informationen weitergegeben werden. Es kann aber auch bis hin zu echtem Empowerment gehen, wo man echte Entscheidungskompetenz an die Bürgerinnen und Bürger abgibt. Die Crux an der Sache ist, dass dabei Macht abgegeben werden muss, und das passiert nur in den seltensten Fällen. Deshalb bleibt es oft auf einer unteren Stufe der Partizipation, wo es nur um Informationen und ein bisschen Mitsprache geht. Dabei hat man aber relativ wenig Hebelwirkung.

Höhere Hebelwirkung hat man zum Beispiel bei Energiegemeinschaften, bei denen Selbstorganisation und Selbstbestimmung ermöglicht werden. Das kann sich bottom-up entwickeln, wenn eine Gruppe einen entsprechenden Problemdruck oder eine Motivation hat, etwas zu tun. Oder es kann zum Beispiel über Forschungsprojekte angestoßen werden: Wenn man aus der Forschung weiß, dass etwas funktioniert, und dies in der Folge etabliert und gelernt ist, dann braucht es am Ende keine Förderung mehr, damit etwas passiert.

Auch Foresight-Prozesse und partizipative Strategieentwicklungsprozesse haben grundsätzlich das Potenzial, wirklich etwas zu bewirken, weil dabei über einen längeren Zeitraum unterschiedliche Bevölkerungs- und Expert:innengruppen in die Entwicklung von Zielen und Maßnahmen einbezogen werden. Der Grundgedanke dabei: Wenn man von Anfang an bei einem Prozess dabei ist und ein Ziel mitentwickelt, hat man auch eine gewisse Verantwortung

– und es besteht eine höhere Wahrscheinlichkeit, dass Akteure etwas in die Hand nehmen. Wichtig sind dabei „Gatekeeper“, also zentrale Personen in verschiedenen Bereichen, die Zugang zu entsprechenden Gruppen oder Akteuren ermöglichen und „Gamechanger“ sein können: Sie sind Multiplikatoren und sorgen dafür, dass sich mehr Menschen für eine Sache begeistern. Das heißt, dass man bei Prozessen, die urbane Transformationen befördern sollen, nicht nur überlegen muss, wer die Zielgruppen sind, sondern auch, über welche Personen man in diese Zielgruppen hineinkommt. Eine Schwierigkeit bei partizipativen Prozessen ist: Wenn man sie nicht gut steuert, hat man die üblichen Verdächtigen dabei – das sind besser Gebildete, die sich artikulieren können. Aber wenn man eine Transformation anstoßen will, muss man bewusst auch jene ins Boot holen, die nicht von selber kommen.

Neben organisierten Prozessen gibt es freilich auch Bereiche, die sich selbst organisieren: Urban Gardening zum Beispiel ist kein organisiertes Phänomen, sondern das hat sich Guerilla-mäßig ergeben – im Normalfall dann, wenn der Leidensdruck ordentlich groß ist. Das muss man einfach zulassen.

Können Sie einige Beispiele nennen, bei denen am man Transformationsprozesse erfolgreich gesteuert hat?

Im fünfjährigen EU Smart Cities Lighthouse Projekt RUGGEDISED, das wir im vergangenen Jahr abgeschlossen haben, ging es darum, in drei europäischen Lighthouse-Cities (Rotterdam, Umea und Glasgow) sowie in drei Fellow-Cities (Parma, Brno und Gdansk) eine nachhaltige Entwicklung in den Bereichen Energie, Mobilität und Digitalisierung zu erreichen. Wir haben zum Beispiel in Brno einen Foresight-Prozess gemacht und eine Smart-City-Strategie erarbeitet. Häufig gibt es das Problem, dass beim Wechsel der Stadtregierung die alten Konzepte gekübelt und neue erarbeitet werden. In Brno haben sich für jedes der mehr als 15 Hauptthemen Ambassadors – das sind motivierte Personen aus der Stadtbevölkerung mit entsprechendem Fachwissen – gefunden, die zugleich Ansprechpartner für die Bevölkerung und Vertreter gegenüber der Stadtverwaltung sind. Gepusht durch den Rückhalt aus dem EU-Projekt haben diese es geschafft, dass der neue Bürgermeister das Konzept eins zu eins vom Vorgänger übernommen hat, obwohl sich die politische Couleur um 180 Grad geändert hat. Das klingt banal, aber das ist aus einer Stadtplanungssicht heraus ein großer Erfolg. Überdies haben sich mehrere Abteilungen der Stadtverwaltung zusammengetan, die eigentlich nicht Teil des Projektes waren, aber gemerkt haben, dass das auch sie angeht. Dadurch haben alle an einem Strang gezogen.

Erfolgreich waren zum Beispiel auch Aktivitäten in Rotterdam, wo ein nachhaltiges Veranstaltungszentrum errichtet und eine Elektrobuslinie installiert wurde. In Umea wurde der öffentliche Verkehr deutlich attraktiviert und der Radverkehr unter anderem dadurch gefördert, indem der Schneeräumungsplan verändert wurde: Dort werden nun zuerst die Radwege von Schnee geräumt und erst danach die Straßen. Auch in Glasgow ist es gelungen, durch lokale Änderungen den CO₂-Ausstoß drastisch zu senken.

Das sind Beispiele, auf die auch andere Städte blicken. „Copy – paste“ funktioniert bei solchen urbanen Transformationsprozessen zwar nicht – dafür sind die spezifisch-lokalen Voraussetzungen zu unterschiedlich. Aber wenn man versteht, warum eine Maßnahme in einer Stadt funktioniert, kann man überlegen, welche Elemente man auch in einem anderen Kontext anwenden kann. Dazu braucht es Forschungspartner und Expert:innen, die den Städten dabei helfen.

In jüngster Zeit taucht immer wieder der Begriff „Transformative Forschung“ (transformative research) auf. Was genau ist darunter zu verstehen?

Forschung, die zu Transformationsprozessen beitragen soll, kann nicht mehr nur passive Begleitforschung sein. Vielmehr muss man versuchen, gemeinsam mit nicht-wissenschaftlichen Stakeholdern transdisziplinär Forschung zu betreiben – ohne dass das gleich Aktionismus sein muss. Denn die Forschung muss gewissen wissenschaftlichen Qualitätskriterien entsprechen. Dazu zählt unter anderem Reflexivität – was ist meine Rolle als Forscher:in? Oder: Wie schafft man Transparenz und Nachvollziehbarkeit? Wie kann man durch Monitoring und Evaluierung die Qualität und die Wirkung messbar machen? Solche Kriterien werden derzeit in der internationalen Forschungscommunity entwickelt. Das ist eine große Herausforderung. Denn unsere Welt ist nun einmal komplex und nicht mechanistisch. In einer komplexen Welt sind natürlich einfache Lösungen gewünscht. Aber einfache Lösungen verkürzen das Problem, sind technokratisch und funktionieren am Ende nicht. Man braucht ganzheitlich positive Lösungen für die Gesellschaft. ✕